

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 1

Artikel: Im Fertal
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662932>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Tertal.

Von Ernst Eschmann.

Wer von St. Moritz aus das Tal der Engadiner Seen entlang wandert, hält unwillkürlich in der Ebene von Sils-Maria inne. Er ist gefesselt durch den Blick gradaus. Hier blüht der See. Hier langt die bewaldete Halbinsel der Chasté weit in die himmelblauen Wasser hinein, hier bildet der Horizont einen einzigartigen Abschluß. Maloja windt, und dahinter ragen die Bergeller Berge auf, die wie mächtige Kulisshäuser sich ineinander schieben und zuletzt nur noch wie ein leichter Hauch sich im Äther verlieren.

Und wer das Auge nach links, südwärts, wendet, dessen Auge fällt auf eine silberne Gletscherwelt, die zu hinterst ein schmales Tal abschließt. Ein Hort der Ruhe und des Friedens verspricht es zu sein. Das ist das Tertal.

Sein Eingang, vom Haupttal her gesehen, ist freilich wild und romantisch. Der Tertbach zwängt sich rauschend durch eine tiefe Schlucht. Hohe Felsen türmen sich empor. Aber sie sind nicht unüberwindlich. Gemütliche Weglein klettern ihnen entlang und führen in bequemen Windungen hinauf und hinaus in ein Gelände,

dessen Bild liebliche Matten bestimmen, die in hügeligen Wellen dem Lauf des Flusses folgen. Auf beiden Seiten steigen die Halden an, Geröll überflutet das Grün, und kahle Felsen bilden die malerische Mauerkrone. Westlich ziehen sich die Lärchen bis über 2000 Meter hinan und geben der Flanke ein duftiges Kleid. Zu oberst sind die Alpweiden. Kälblein und Rinder tummeln sich, und Herdenglocken läuten.

Das Tal baut sich auf in drei Stufen, die keine wesentlichen Höhenunterschiede darstellen. Etwa 150 Meter steigt man über Sils, und auf jedem Treppenabsatz hat auch ein Häuflein Häuser sich angesiedelt, das sich zusammenduckt, um in der verdenden Einsamkeit doch etwas Gesellschaft und Kurzweil zu haben. Sie tragen besondere Namen und sind doch keine selbständigen Dörfchen. Platta nennt sich das erste, das zweite Crasta und das oberste und hinterste Curtins. Sie alle gehören zur Gemeinde Sils-Maria, sind sonnige Filialen und Wanderziele und werden zum Entzücken eines jeden Gastes, der sie besucht. Wo sich das Tal verliert, scheint die Welt zu Ende zu sein. Eine hohe Wand mit Firn



Im Tertal.

Phot. Paul Sennhüli, Zürich.

und Gletscherriegelt sie ab, sie bildet zugleich die Grenze der Schweiz. Denn drüben geht's nach Italien, ins Weltlin. Unwirtlich muß es oben sein. Das verrät der Name der höchsten Spize; die Engadiner nennen sie Tremoggia, Berg des Schreckens, und nicht weit von ihr, in Felsen gehettet, liegt der See Sgrischus, der schauerliche See. Ich liebe diese geheimnisvollen romanischen Namen, die in ihren Stämmen meist auf lateinisches Gut zurückgehen. Ein Zeichen guter, geradliniger Tradition.

Alte Überlieferungen verleihen dem Tale Wert und Charakter. Das beste Zeugnis dafür, daß das Tertal schon in frühen Zeiten besiedelt worden war, liefert das schlichte Kirchlein, das noch in vorreformatorische Tage weist. Es ist das Juwel des Weilers Crasta, das vielbeliebte Motiv der Maler, der willkommene Fund aller Photographen. Wer könnte an ihm vorbeigehen, ohne es in seiner Kamera mitzunehmen! Die Silhouette, talaußwärts geschaut, bietet eine einfache, originelle Linie, die durch das schmale Türmchen bestimmt wird. In freier Luft hängt die einzige Glocke, die die Mittagsstunde ankündigt und gelegentlich an Sonntagen zum Gottesdienst ruft. Das Schiff fasst nur wenig Volk. Aber es ist groß genug, die Einheimischen aufzunehmen.

Um das Kirchlein herum liegt der kleine, stimmungsvolle Friedhof. Die Zahl der Gräber mag die zwanzig nicht überschreiten. Es ist wirklich eine Stätte des Friedens, ohne Gedränge und Wichtigtuerei. Die schlichten Alpenblumen sind ihr schönster Schmuck. Oft geht das Törlein am Tage. Spazierende Fremde und Hochtouristen mit Pickel und Seil betreten das feierliche Gärtlein und streben dem schlichten Denkstein zu, der dem vielberühmten Führer Christian Klucker gewidmet ist. Er, der in seinen besten Tagen unermüdlich in den Bergeller Bergen herumgekraxelt ist, der unzählige Alpenfreunde von Gipfel zu Gipfel geführt, er, dessen Ruf gar nach Amerika gedrungen, der selber hinüberfuhr mit großen Berghoffnungen, hier hat er die große Ruhe gefunden, unweit des Häuschens, in dem er seine alten Tage verbrachte.

Wie ein Eiland der Erquickung mutet dieses Kirchlein den freunden Gast an. Eine gleiche Stätte der Sammlung und Erholung ist das ganze Tertal selbst. Unten, zwischen Maloja und St. Moritz zieht sich die weltberühmte Heer-

straße der Fremden hin. Hier herrscht ein reger Verkehr. Hier flitzen die internationalen Tourenwagen den See entlang. Hier ertönt die kurze Melodie des Posthörns, und die gelben Autos führen die Gäste den belebten Kurorten zu.

Das Tertal hat sich allen Motorfahrzeugen verschlossen. Es weiß nichts von den Staubwolken, die unten an den Seen aufwirbeln, nichts von den heisenden Dünsten des Benzins. Um dreißig, vierzig Jahre fühlt man sich in die gute alte Zeit zurückversetzt, in der das Pferd noch das Feld behauptete. Die Ein- und Zweispänner ziehen gemächlich den Berg hinan, sie folgen den weit ausuholenden Kurven, die wohl eine bedeutend längere Strecke beschreiben als der Fußpfad, der flink und forscht aufs Ziel lossteuert. Dafür wechseln die Ausblicke und überraschen mit immer neuen Bildern. Schnee und Alpenrosenhänge, kühne Gipfel und Zacken, farbige Matten, Weiden und Wälder fügen sich zu einem Nationalpark zusammen, den keine Phantasie schöner und bunter entwerfen könnte.

Möge es den Silsern gelingen, all das von ihrem Tertale fernzuhalten, was wir mit dem undankbaren Worte Fremdenindustrie bezeichnen!

Wer sich für ein paar Wochen im Haupttale niedergelassen hat, in Silvaplana, Sils oder Maloja, versäumt nie, einen Tag dem Tertal zu widmen. Es braucht Zeit, die mit großem Geschick gebauten Spazierwege entlang zu gehen. Oben am westlichen Hang zieht sich ein herrlicher Pfad hin, durch Lärchen und Weiden, und unten folgt die schmale Fahrstraße dem Tertbach, dessen Rauschen den Wanderer so frisch und rüstig erhält.immer tiefer dringt man hinein. Die letzte Neugier will befriedigt sein. Wie ist es zuhinterst, wo die Gletscherzungé das Tal berührt? Eine alte Moräne hütet das verlockende Geheimnis. Man muß ihm auf die Spur kommen. Und siehe da! Unverhofft ist das Rätsel gelöst. Die Wiege des Tertbaches offenbart sich als eine plauderfreudige Mulde, in der die Wasser und Wässerlein von verschiedenen Hängen in die Tiefe plätschern und sich in einem breiten und steinigen Becken sammeln. Und manchmal stäubt es aus den Höhen, es braust und donnert; denn oben vom Gletscher ist ein Stück abgebrochen und saust nun über die jähnen Felsbänder. Hier sitzt die hinterste Alp. Die Herde wird den mageren Hängen entlang ge-



Im Fextal.

trieben, es läutet von Fluh zu Fluh, und von Zeit zu Zeit ertönt der schrille Pfiff eines Murmeltieres. Wo mag es sein? Es braucht ein scharfes Auge, das aufgescheuchte Tier zu entdecken, und selbst mit einem guten Glas ist oft alles Suchen umsonst. Aber zuweilen ist dem Wanderer doch ein schöner Zufall hold. Dort steht so ein „Mungg“ vor seinem Bau und spielt mit einem Jungen. Eine possierliche Szene hebt an. Man hält den Schritt zurück und den Atem an. Hier ist es gleichsam die Natur selber, die sich tummelt. Kein Tor eines Käfigs und keine Gitterstäbe schließen sich vor das drollige Bild. Auf einmal wittert das Muttetier Gefahr. Es pfeift und verschwindet im nächsten Bau.

Auch Gemsen, Rehe und Füchse sind im Fextal daheim. Davon wissen die Jäger zu erzählen. Und wer wäre nicht Jäger hier herum! Das Jagen liegt den Engadinern im Blut. Wenn der September kommt, werden sie unruhig, und keine Macht der Welt hält sie im Tale fest. In ihren Aldern erwacht die Leidenschaft des „Rönnigs der Bernina“.

Der Zauber des Fextales liegt auch in den

farbigen Matten. Wer im Juli von Crasta tal-einwärts schaut, ist entzückt ob des Farbenwunders der Matten. Es schimmert von Blau und Rot und Weiß, und ein goldenes Gelb wiegt sich mit den Kelchen im Winde. Es sind nicht die Farben, wie wir sie vom Tiefland her gewohnt sind. Blau ist nicht blau, Rot nicht rot, viel leuchtender ist alles. Die Sonne hat allen Blumen noch einen besonderen Schuß Licht und Feuer gegeben.

Botaniker feiern Feste im Fextal. Aber nicht minder jeder einzelne, und wenn die Augen bis anhin nicht aufgegangen, dem springen sie auf angesichts dieser Fexerwiesen.

Kein Wunder, daß es den so überraschten in die Finger fährt zu pflücken. Sträuße möchte man sammeln und heimischicken aus dem Fexer Blumenparadies. Doch die Bauern sind eifrige Hüter ihrer Matten. Begreiflich. Die Wiesen sind ihre besten Schätze. Wenn die Heuernte mißrät, erleiden sie große Verluste. So bitten sie nachdrücklich auf aufgestellten Tafeln, gereimt und ungereimt, die Gäste möchten die Kulturen schonen. Ein ganz besonderer Schutz wird dem Edelweiß zu teil. Laut polizeilicher

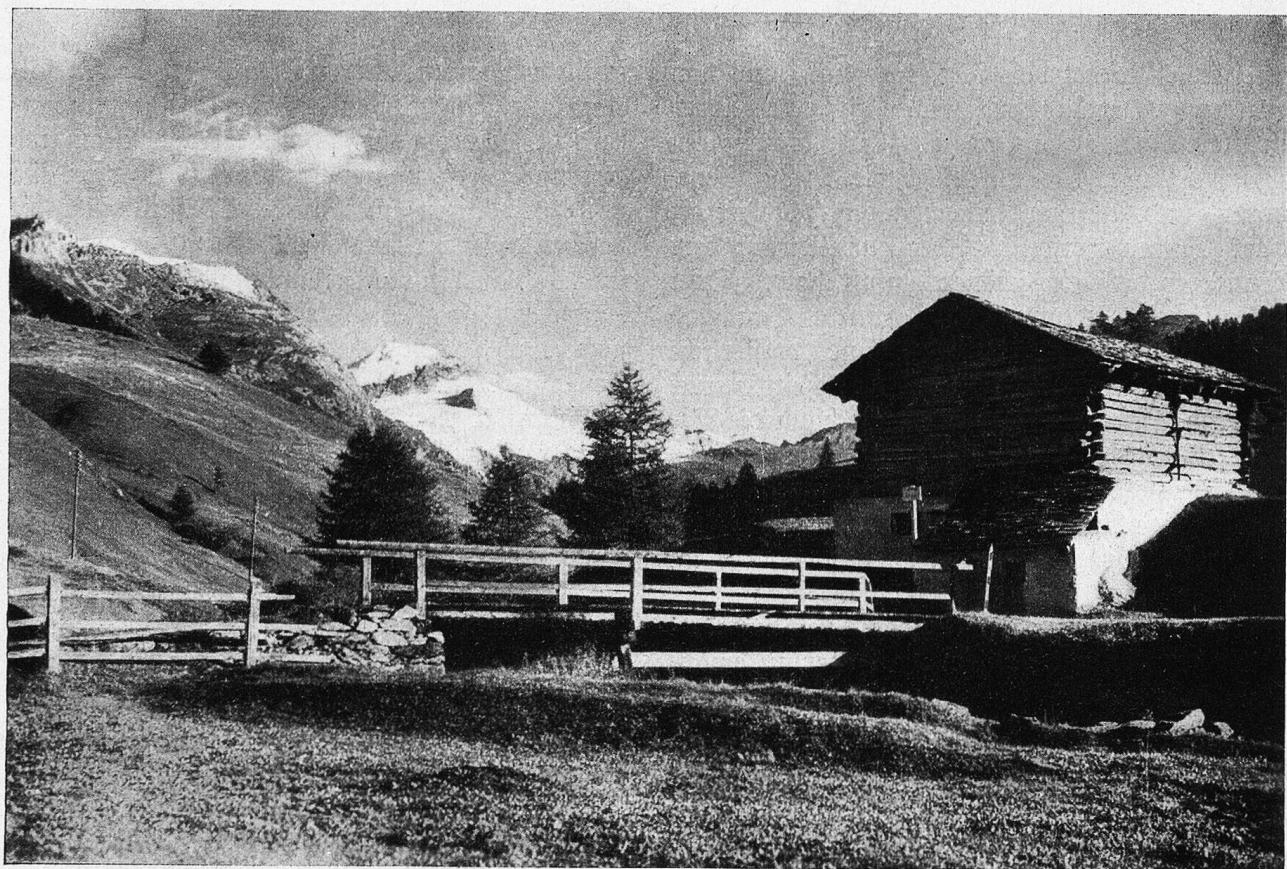
Verordnung wird jedem Sucher ein Sträußchen von zwanzig Stück gewährt. Unbescheidene Räuber, die nehmen, soviel sie erhaschen können, verfallen einer empfindlichen Strafe. Es scheint, daß die Edelweißmärder hier schon übel gehaust haben. Der wollige Silberstern ist im Fextal schon ziemlich selten geworden. Nur Eingeweihte kennen die besten Plätze; auch sie müssen steile Halden erklettern und Felsbändchen entlangturnen.

Mit Anfang August kehrt neues Leben ein im Fex. Es ist die Zeit der Heuernte. Die Weltliner Heuer, die sich die Bauern schon seit Jahren verschrieben, rücken in Scharen an und bringen auf den Schultern ihre Sensen aus der Heimat mit. Es sind genügsame und fleißige Leute. Schon in aller Frühe sind sie an der Arbeit. Es blitzt von den Hängen. Das Gras wird auf den Boden gestreut, anderntags in Mahden gerecht und auf die Wagen geladen. Zwei Helfer stehen ihnen zur Seite, Sonne und Wind. Gewiß, auch der Wind. Wenn er stundenlang über die Matten bläst, werden die Halme und Blätter ausgetrocknet. So dörren an frischer Luft die Bündner auch ihre Binden.

Wo keine Räder mehr zukommen, wird das Heu in helle Tücher gesammelt, in Bündeln an wegsamere Stellen getragen und von dort nach Hause gefahren. Keine Arbeit wird geleistet. Wo ein Flecklein Matte ist, und mag es noch so hoch und unbequem liegen, werden die Halme geschnitten. Nichts darf verloren gehen. Viel angewandte Mühen liegen in diesen Schobern beisammen. Herrlich duftet es aus den Gaden, die bis an die Dächer gefüllt sind.

Nach des Tages Anstrengung hebt ein fröhliches Festen an. Ein Häuflein Italiener findet sich vor einer Hütte beisammen. Man musiziert und bereitet den Feriengästen noch ein Vergnügen. Ein Tänzlein im Freien beschließt den Tag. Kein Wölklein steht am Himmel. Unzählige Sterne schimmern.

Märchenschön aber wird das Bild, wenn der Mond hinter den Felsen heraufsteigt und sein mattes Licht auf die Gletscher und an die steilen Hänge streut. Da tropft es wie von Silber. Da wird es noch einmal hell. Man kann nicht mehr in den Stuben bleiben und muß vor die Häuser treten. Und man beginnt zu gehen und möchte weiter und immer weiter. Wie verzau-



Im Fextal.

hert sind alle Wege. Die Felsen sind verwunschene Schlösser geworden und die Seen in der Tiefe hellseidene Tücher, von Feen gewoben und zur Freude aller zwischen die dunkel beschatteten Hänge gebreitet. Wie verwandelt ist die Welt. Die großen Linien sind Herr geworden. Die kleinen Details verschwinden. Das Spiel von Hell und Dunkel schafft phantastische Formen. Man fühlt sich gehoben; man steht überwältigt.

Am nächsten Morgen erlebt der so Bezauberte eine Überraschung. Sie tut weh und will einem nicht in den Sinn. Denn auf einmal entdeckt man: die Wiesen sind ihres Schmuckes beraubt. Das Gras ist gemäht. Freilich; eines ist gewonnen: man spaziert nun ungehindert über die gewellten Flächen, gradaus, querfeldein, und es ist ein kostliches Wandern. Tausend Wege haben sich für einen aufgetan.

Schöne Punkte und Ziele winken im Fex von allen Seiten. Wer gemächliches Schlendern vorzieht, wählt die schattigen Pfade des Silser Kurvereins. Wen die Höhen locken, der steigt auf die Marmoré und den Muott ota. Die Anstrengung ist nicht groß, der Preis ein ungeahnter. Hier schließt sich das Haupttal der Seen in verblüffender Weise auf, und die Klarheit der Luft lässt auch die feinsten Spitzen erkennen. Zu einer solchen Schau gehört auch der blaue Himmel des Engadins, und wenn man, et-

wa auf der Forcla Surlej, alles so schön zusammen hat, darf man sich im Besitz des Größten und Herrlichsten wähnen, was die Natur von ihren Schätzen darzubieten hat. Das letzte und höchste Glück spart sie auf in der Ewig-schneewelt des Palü oder der Bernina.

An einem stillen Morgen schlug ich im Schatten einer Lärche den letzten Band Gedichte Hermann Hesses auf. Ich fiel auf die feierlichen Verse der „Andacht“. Sie könnten im Fex gehoren sein.

Was Menschen wollen,
Das führt zu Blut und Schuld und Schlachtenrossen.
Wer dich, Natur, erst fand,
Dem wird zur heiligen Heimat jedes Land
Und jeder Mensch verwandt.

Wind weht und Wasser fällt
In aller Welt,
Und blaue Luft und Meerkrystall
Ist überall.

Goldwolke zart am Horizont
Und sanfter Mond,
Tierschrei im Wald, gedehntes Seegestade,
Bogelgezirp, Berg, Birken, Felsenpfade —
Das ist mein Schatz, ist meines Herzens Gut,
Mein Seelentrost, in dem sich's sicher ruht.

Mit keine Schuld an andrer Schuld!
Mit dich und deinen Schritt
An der Natur unendlicher Geduld;
Sie trägt dich mit.
Bei ihr sei du zu Hause,
Und Abend trifft und Morgen
Dich fährdetlos geborgen
Im Vaterhaus.

Das Vaterhaus.

Von Bernhard Jülg.

In Bozen, in der Altstadt, gibt es einen merkwürdigen Durchgang von der Silbergasse bis unter die Tuchlauben — quer durch ein weitläufig gebautes Haus, treppenauf, treppenab, über Gänge und Söller und längs sein gearbeiteter Eisengeländer.

Die fröhlich hämmern den Silberschmiede sind längst aus ihrer Gasse fortgezogen und haben ihr nur den hellklingenden Namen zurückgelassen, einen Namen, den sie nun sehr still in spätere Zeiten hinüberträgt und den sie jetzt mit den klaren Linien des vielschichtigen Mercantilpalastes, mit der Kostbarkeit mancher Torbögen, einem zierlich verschnörkelten Türmchen und einem kühlen Licht auszudrücken scheint, welches aus einem geraden, genug breiten Streifen Himmel auf das weißgraue Pflaster herabfällt.

Die Tuchlauben dagegen leben geräuschvoll

aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinein, nichts Wesentliches hat sich verändert, die Tuchläden stehen noch immer in langer Reihe, der alte Bretterboden widerhallt von vielen eiligen Schritten, wie einst.

Sonderlich und etwas verwirrend ist es nur, aus dem großen Haus auf diesen Bretterboden zu treten, als wäre es ein Zimmer, kindheitsvertraut und fremd, ein Zimmer und auch eine Straße, enge, doch fehlen auch die Wände, leer auf einen Augenblick und dann voller Menschen, die einander weiterdrängen.

Der wunderliche Durchgang nun, welcher aus der schlafenden Silbergasse herüberführt, kann wie eine Traumbrücke zwischen zwei Zeiten wirken — einer toten und einer lebenden Vergangenheit — und auf dieser Brücke standen wir einmal, mein Freund und ich, gelehnt über ihr geschmiedetes Geländer, und wir blickten